

Wie populistisch darf klassische Musik sein?

Fast alle subventionierten Theater und Orchester müssen einmal im Jahr ihre Auslastungszahlen offenlegen. Diese werden zu Gradmessern des künstlerischen Erfolges und haben politische und personelle Konsequenzen. Entsprechend nervös sind die Institutionen, wenn sie diese Interna publizieren müssen. Dass einige Häuser in der Darstellung ihrer Zahlen gewitzter rechnen als andere und dann schon auch mal auf eine unwahrscheinliche durchschnittliche Auslastung von 97% kommen, wird toleriert. Solche Ausverkauf-Zahlen wird man allerdings bei den Konzertorchestern nicht finden, die, redlich gerechnet, seit Jahren eine etwa gleichbleibende Auslastung um die 70% erreichen. Seit 2020 zum Teil noch weniger, da nicht alle Institutionen die Corona-Pandemie-Delle reparieren konnten.

Dass das zu wenig ist, bekümmert.

An den musikalischen Meisterwerken kann es nicht liegen. Sie sind unbestrittenes Kulturgut und werden das auch bleiben, solange Menschen Musik hören. Auch die Aufführungsqualität des Gebotenen kann nicht am Publikums-Exodus schuld sein. Das Produkt – nämlich die Performance – stimmt. Das ist unbestrittene Prämisse für meine weiteren Überlegungen. Man wird also über Verpackung und Vertriebswege nachdenken müssen. Und darüber, ob unsere bürgerlichen Konzertorganisationen unsere Sache eigentlich noch vertreten.

In allen Orchestern sieht man viele neue Gesichter aus aller Herren Länder. Internationalität und Jugendlichkeit gepaart mit der Erfahrung der Älteren heißt die Zauberformel. Vielerorts muss man heute die Proben in englischer Sprache abhalten, weil es das einzige Idiom ist, das alle halbwegs verstehen. Tiefere

philosophische oder emotionale Erklärungen werden trotzdem von der Mehrheit nicht mehr verstanden. Für Mainstream-Interpretationen ist das ja auch nicht nötig. Viele der frisch engagierten Musiker haben keine 100%-Anstellung mehr, sondern arbeiten auf Teilzeitbasis, was zwar zusätzliche Kapazitäten für Neueinstellungen schafft und auch dem einzelnen Spieler mehr Zeit für die persönliche Vorbereitung und Raum für sein Privatleben gibt. Es erschwert aber auch Identifikation und Loyalität und vielleicht sogar das, was man kollektives Empfinden und Stil nennen könnte. Das Gute wiederum ist, dass diese Generation Orchestermusiker weniger für Frust und Bitterkeit anfällig ist als diejenige, die noch ein Beamtentum anstrebte und durch das eigene Sicherheitsdenken immobil wurde. Brauchte man vor 25 Jahren für die Aufführung eines großen Schönberg-Werkes etwa 10 Proben, schafft das junge Orchester von heute die gleiche Aufgabe besser und freudiger in nur drei! Das einst so schwere Sinfonik-Boot ist schnell geworden und agiert spielerisch. Die jungen Musiker sind optimal ausgebildet und entsprechend spielhungrig, und so gelingt es heute selbst einem städtischen Orchester, Kurs auf die Weltspitze zu nehmen. Vielerorts sind bei diversen Fusionen von Theatern und Orchestern neue Strukturen geschaffen worden, die eine gewisse materielle Sicherheit und einen entsprechenden Planungshorizont ermöglichen. So ist es also mit der klassischen Musik eigentlich bestens bestellt.

Wenn da nur eines nicht wäre!

Wie überall in Zentraleuropa verlieren wir Publikum. Der klassische Abonnent wird immer älter und vererbt seine angestammten Plätze nicht mehr wie früher an seine Kinder. Jedes Jahr entstehen neue größere Lücken. Ohne Abonnenten aber kann ein klassisches Orchester nicht bestehen. Im freien Verkauf wird man erfahrungsgemäß meist nur die Renner los: das Verdi-Requiem, die Carmina burana, einiges von Beethoven

und Auftritte von Anne Sophie Mutter und LangLang. Bestenfalls füllt man noch die Neujahrs- und Galakonzerte, die wichtige gesellschaftliche Ereignisse darstellen und an denen „man“ gesehen werden muss.

Abonnenten sind wie Aktionäre. Sie müssen ein Unternehmen durch gute und schlechte Zeiten tragen. Das fast Unglaubliche aber ist die Tatsache, dass wir als "schlechte Zeiten“ genau die Konzerte bezeichnen müssen, die etwas Besonderes, Außergewöhnliches, selten Gehörtes und Verborgenes ans Tageslicht holen und die unseren politischen kulturellen und sozialen Auftrag optimal abbilden. Diesen wichtigsten Teil des Kulturerbes wollen immer weniger Menschen hören.

Musik ist nicht nur eine sinnliche Kunst, welche die Ohren erfreut. Sie gehörte im Mittelalter zu den exakten Wissenschaften und verlangt heute erst recht ein Zusammenwirken von Herz und Intellekt. Seit der Pandemie setzt man vermehrt auf die alten Zugpferde, in den USA ist es fast unmöglich, eine Bruckner-Sinfonie ins Programm zu hieven, aber auch unsere europäischen Konzertveranstalter scheuen bereits Werke von Liszt, von Zemlinsky oder Janáček, geschweige denn Kompositionen von Schönberg, Berg, Hartmann, Hindemith, von Stockhausen, Nono und den heutigen Avantgardisten. In der Schweiz gibt es die Pro Helvetia, die den Veranstaltern unter die Arme greift, wenn diese für die lebenden Komponisten ein Forum schaffen, eine Plattform, wo sie gehört werden und ihre Werke ausprobieren können. Die Orchester erhalten für entsprechende Aufführungen Zuschüsse. Diese reichen jedoch nicht einmal aus, die bei solchen Programmen leer bleibenden Sitze finanziell zu kompensieren. Es ist eine verschwindende Minderheit, die sich Konzerte mit neuer Musik auswählt. Auch nicht viel besser ergeht es den Schlüsselwerken der Vergangenheit, wenn sie nicht gerade von Mozart, Brahms und Schumann sind. Ich meine nicht die Epigonen, die für die Zeitgenossen wichtig waren und die zum

Teil zu Recht vergessen sind. Ich meine Werke von Juon, von Stenhammer, von Gade, Nielsen, Liszt und Hartmann, von Bartók, Krenek, Schmidt, Dukas, Elgar, Delius, Eisler, Dessau, um einfach ohne Ordnung ein paar Namen zu nennen. Natürlich gibt es Gegenbeispiele. Wenn Mirga Gražinytė-Tyla eine Weinberg-Oper dirigiert, gibt es keine freien Plätze. Einer solchen Dirigentin glaubt man den kompromisslosen Einsatz. Und wird belohnt. Solche Autorität schafft eine treue Fangemeinde. Im Guten. Leider strahlt solches Wirken nicht in den Alltag der Provinzen. Dass wohlmeinende Dramaturgen Konzerte oder ganze Saisonprogramme in feuilletonistische Themenkreise zwingen und zusammenpacken, was schon literarisch kaum zusammengehört und musikalisch wenig Sinn ergibt, beschädigt die natürliche Akzeptanz und Bereitschaft jeden Publikums. Dass man mit einem Konzert-Titel „Musikalische Randgebiete“ (Bochumer Symphoniker) keine Zuhörer anlockt und musikalisch nichts aussagt, versteht sich von selbst. Auch wenn die Absicht ehrenwert ist.

Denn, wie wäre es um unsere Orchester bestellt, wenn sie stets nur **das immer Gleiche**, immer Gewünschte und leicht Verkäufliche spielen würden? Sie würden jegliche Kompetenz, alle Technik, jegliche Fähigkeit zu stilistischer Vielfalt, die rasche Auffassung, die spielerischen Instinkte und die gesamte Professionalität verlieren. Sie würden zum Event-Promoter schrumpfen und dürften keine öffentlichen Subventionen mehr in Anspruch nehmen. Sie wären dann in die freie Wildbahn des Marktes zu stellen, bar ihres verfassungsgemäßen Auftrages, das dort verankerte Recht auf Kultur umzusetzen. Denn um nichts anderes als diesen Kulturauftrag geht es, wenn wir uns weiterhin die hochkarätigen Klangkörper leisten wollen und sie mit komplexen Aufgaben betrauen.

Was aber kann man tun, diesen Leistungsauftrag auch vor vollen Sälen unter Beweis zu stellen? An der Qualität des Gebotenen kann es – wie gesagt - nicht liegen, wenn Plätze leer

bleiben. Dass heute ein lokales Orchester einem internationalen unterlegen ist, stimmt längst nicht mehr. Die höchst gerankten Orchester in Amerika oder die wenigen Fünfsterne-Klangkörper in Deutschland haben in der Regel sogar größere Mühe, Repertoirefremdes zu erlernen, als die weniger berühmten in der Provinz, die viel häufiger damit konfrontiert werden, Werke außerhalb des Mainstreams zu erarbeiten. Wie denn überhaupt das Innovative für unsere Interpretationen und die Hinterfragung des Repertoires von der Provinz ausgeht. Lange bevor es sich in den Hauptstädten herumgesprochen hatte, spielten wir in Winterthur, Basel, Heidelberg, Lausanne und Malmö die Beethoven-Sinfonien in den originalen Tempi. Endlich sind diese Erkenntnisse auch in den Musikzentren angekommen, während man in den Provinzen schon wieder an Neuem forscht, andere Parameter ausleuchtet und neu bewertet. Wir brauchen also die städtischen Orchester, um unsere Musik voranzubringen. Und – wie schon gesagt - spielen diese Orchester das Ungewöhnliche oft besser als die großen Riesen. Das Repertoire erneuert sich – die mir nahestehende Schweiz betrachtend - in Bern, Genf, Lausanne und nicht bei den Dinosauriern der Zunft.

Nur: die Provinzen verlieren sukzessive ihr Publikum. In der neuen Elbphilharmonie oder in der Berliner Philharmonie können die Orchester spielen, was sie wollen. Gigantische Tourismus-Maschinen sorgen dafür, dass diese Säle immer ausverkauft sind. Schade, dass man dort meist ohne Not dann doch nur Gängiges abspult. Wir aber an der Basis versuchen, uns immer wieder überanstrengend, dem stetigen Fluss der Veränderung hinzugeben. Und verlieren dabei oft unsere Würde, wenn wir es so unhonoriert tun müssen.

Denn in den **Feuilletons** etwa wird das Außerordentliche meist nicht mehr gewürdigt. Den Kritikern der Lokalzeitungen ist es längst an den Kragen gegangen. Sie werden so schlecht bezahlt, dass sie von ihrer Tätigkeit nicht mehr leben oder sich

nicht kundig vorbereiten können. In Bern z.B. werden keine Konzerte mehr besprochen. Die einstmals fest angestellten Kultur-Journalisten arbeiten, wenn überhaupt noch, auf Honorarbasis als freie Mitarbeiter. Wenn nicht gerade wellenschlagende Events angesagt sind, entsenden die Zeitungen keine Journalisten mehr. So müssen die städtischen Orchester fast gänzlich auf die multiplizierende Wirkung einer kritischen Besprechung verzichten und fühlen sich unbeachtet und wertlos. Noch schlimmer ergeht es uns, wenn in die Bresche springende ad hoc Laien-Kritiker sich wichtig machen und fehlende Kompetenz durch Bärbeissigkeit, Arroganz und demonstrative Freudlosigkeit ersetzen und einer Pointe wegen jahrelange Aufbauarbeit in Gefahr bringen. Welche Lokalzeitung kann sich noch ein eigenes Feuilleton und entsprechend ausgebildete Journalisten leisten? Damit fehlt uns die Plattform, Interpretationen kompetent und spannend zu diskutieren. Ohne Diskurs aber gibt es keine Erkenntnisse. Und keine kulturelle Kommunikation in die Städte hinein. Kein Echo. Und keine neuen Interessenten. Dass es auch löbliche Ausnahmen gibt, sei hier freudig erwähnt. So bringt die bayerische Lokalzeitung, das Oberbayerische Volksblatt (!), täglich Kulturnachrichten aus der Region und den Kulturhauptstädten. Sie erfüllt damit eine geradezu preiswürdige Aufgabe. Aber eben, das ist die Ausnahme.

In ihrer Not wenden sich die Orchester an die sogenannten Medienfachleute. **Marktforscher** und -kenner, selbst ernannte Gurus und Spezialisten, die großsprechend als Experten zu uns „aufs Land“ kommen, um uns für teures Geld zu erklären, wie wir unsere Programme gestalten müssten. Als erstes schlägt man uns vor, die Zahl der Abonnementskonzerte zu verringern und dafür Events mit Filmmusiken und Hiphop zu bringen. Das sei die Zukunft. Instinktiv gähnt man beim Vortrag solcher Retro-Ideen. Die Basis unserer Kunst bleiben nun mal die Beethoven-Sinfonien, Bach und Händel, sowie die Meisterwerke aus Klassik und Romantik. Diese immer wieder neu zu gestalten

und sie in Bezug zu unbekannteren aber ebenso bedeutenden Kompositionen der Zeitgenossen und Moderne zu setzen, ist für mich der einzig gangbare Weg. Aufgemotzt mit Dias, Filmchen, Tänzern, DJs, Moderatoren oder Kopfhörerkommentaren wird man den Zuhörer nur punktuell erreichen und ihn möglicherweise sogar ablenken oder vertreiben. Solche Anstrengungen, billige Wege durchs Komplizierte zu schaffen, mögen ab und zu nett sein, werden aber unsere Säle nicht nachhaltig zum Bersten bringen. Denn ohne gewisse Grundkenntnisse oder zumindest eine Portion unvoreingenommener Neugierde und offenherziger Aufmerksamkeit wird man sich bei uns langweilen und nicht angesprochen fühlen, wird außen vor bleiben und sich ungebildet, ungeliebt vorkommen und sich womöglich gar noch schämen. Gerade bei Unbekanntem fühlt man sich disqualifiziert, angezählt, dumm und unwillkommen. Trotz aller gut gemeinter Hörhilfen.

Dass die Theater in ähnlicher Weise Adaptionen und Überschreibungen ihr Repertoire zu aktualisieren versuchen, kann hier nicht weiter erörtert werden. Ärgerlich empfinde ich den Weg, selbst die größten und stringentesten Dramen von Mozart und Verdi aufzupeppen, indem man ihnen Sex- und Crime-Elemente überstülpt, die Geschichten sinnwidrig pervertiert oder sie politically correct überschreibt. Es gibt wohl kaum eine wichtigere Oper als den "Fidelio". Der Vorhang hebt sich, und wir sind mitten in einem Gefängnis. Das hatte nicht nur die Zeitgenossen geschockt, das fährt mir jedes Mal und bei jeder Aufführung mitten ins Herz. Ich brauche keine Quer-Verweise auf Guantanamo oder die türkischen Gefängnisse. Es ist archetypisch, was hier geschieht. Und die Musik ist von solcher Kraft, dass Verdopplungen und Kontrapunkte mehr stören als nützen. Meist machen sie die Darsteller klein und verhunzen die Werke.

Klar, dass heute niemand mehr Bach oder Mozart hören will, wie es die grossen Alten - Karl Richter und Karl Böhm zum Beispiel -

zelebriert hatten. Niemand erträgt heute noch das Dauer-Vibrato, das wie eine Ketchup-Sauce über die Meisterwerke gegossen wurde (und wird). Aber die Staccato-Orgien bei Bach, die absurd rasenden Tempi, mit denen jeder Mozart zu schlechtem Rossini verkommt, die manierten Notbremsen in Tempo und Ausdruck, mit denen viele der Originalklangpäpste ihre Minderwertigkeitskomplexe wichtigtuerisch kaschieren, sind ebenfalls keine Antwort auf die alten Giganten. Allenfalls hilft es, sich aus überkommenen Hörgewohnheiten zu befreien. Aber bis zu einer echten Erneuerung an Haupt und Gliedern ist es noch ein weiter Weg. Immerhin: manchmal ist schon ein Weg ein Ziel.

Jedes Publikum liebt **Extravagantes**. Zu Recht! Das hat mehr als dreihundertjährige Tradition. Schon Händel faszinierte durch Geschichten, Gesualdo peitschte und fesselte seine Chorsänger und war sich auch für Mord nicht zu fein, Liszt ließ seine Haare fliegen, der Dirigent Richter trug bei traurigen Werken schwarze Handschuhe und bei fröhlicheren die weißen, Glenn Gould spielte nicht bei Regen, Khatia Buniatishvili kommt in spektakulären Kleidern, Yuja Wang in selbst für Damen anderer Zunft gigantisch hohen High-Heels, und fast alle Interpreten pflegen publikumswirksame Marotten. Das ist prima. Und hilft, dass Publikum kommt und unterhalten wird. Aber wenn sich das alles nicht auch an Inhalte und Aussagen bindet, bleibt es leer und tönern und treibt die Menschen in die Hände der Musikpopulisten.

Nichts gegen André Rieu: So gezuckert, aufs Nachsingbare reduziert und auf den Ohrwurm zurückgestuft gefällt klassische Musik einem Millionenpublikum. Dahin schielen unsere Unternehmensberater. Solchen Populismus wollen sie uns „Klassikern“ verordnen. Dazu engagiert man blutjunge, energetisch hüpfende Stars und prellt sie um Jugend und Entwicklung, garniert das Ganze gelegentlich mit einer Altmeister-Uralt-Schildkröte und merkt nicht, dass man die

Musik schon längst abgeschafft hat. Dass man eine zum Teil unter Lebensgefahr erkämpfte Tradition einer Mode ohne Nachhaltigkeit opfert und zerstört, und was – klug gepflegt und intelligent hinterfragt, sinnlich präsentiert und anständig verpackt - auch noch in 100 Jahren von immer noch besser aufspielenden Orchestern dargestellt werden wird.

Ich bin abgeschweift. Ich wollte eigentlich über unser Publikum reden. Klassische Musik setzt – ich wiederhole mich - ein Mindestverständnis voraus. Ganz ohne Kenntnis langweilt selbst eine Mozart-Sinfonie. Die Schulen investieren deshalb aufwendig auch in die musikalische Bildung. Allorts setzt man mittlerweile schon die Kleinstkinder auf weiche Kissen in Orchesterproben zwischen die Musiker, ganze Schulklassen werden durch unsere Proben gelotst, wir öffnen für alle Interessierten Tür und Tor, und jeder kann uns bei den sensibelsten Proben zusehen. Hat es etwas gebracht? Die Zahlen sagen nein.

Seit Jahren leeren sich die Kirchen. Nicht nur wegen der Sexualdelikte. Auch die MeToo-Skandale der Klassikwelt begründen keinen Publikumsschwund. Inhaltliches dürfte hier wie dort schwerwiegender sein. Als die Katholiken in den Gottesdiensten das Latein abschafften, um verständlicher zu sein, als man die alten Lieder durch Popgesänge ersetzte und Predigten durch Tagesberichte, ist der zweitletzte Rest an Getreuen gegangen, hat die Türe zugemacht und sich verabschiedet. Für immer. Machen wir etwa den gleichen Fehler? Biedern wir uns so an, dass man uns nicht mehr erkennt und vor allem nicht mehr ernst nehmen kann?

Klar, Bern zum Beispiel ist eine kleine Stadt. Wenn hier an jedem Abend in der Woche, was öfters vorkommt, mehrere klassische Konzerte angeboten werden, konkurrenzieren wir uns selbst. Die Sättigung ist erreicht. Die immer wieder geforderte Reduktion der Konzertanzahl aber würde das Dilemma nicht

auflösen. Im Gegenteil: statt mehr kämen weniger Menschen. Die Busse und Trams der Stadt, die Bahnen der SBB, sind einzig und allein so voll, weil sie im Minutentakt fahren. Hätten wir pro Stunde nur noch einen einzigen Bus nach Köniz, so wäre dieser leer. Nicht nur, weil viele auf ihr eigenes Auto umsteigen würden, sondern weil das Angebot die Nachfrage bestimmt.

Immer wieder: der Abonnent

Gibt es eine Lösung? Ja, meine ich. Wir müssen den Abonnenten viel mehr als Geschäftspartner ins Boot holen, ihn als Verantwortungsträger betrachten, sozusagen – wie schon gesagt - als Aktionär. Ihn zu Loyalität und Geschäftstreue verpflichten, ihm einen Werbeauftrag mitgeben, ihn überzeugen, dass in Familie und Umfeld die nächste Generation Konzertgänger heranwächst. Wir müssen gesellschaftlich relevanter werden. Kein Arzt dürfte ohne städtisches Konzert-Abonnement operieren, und kein Professor lehren, wenn er nicht das Orchester unterstützt. Was nun wie Kultur-Stalinismus klingt, ist in Wirklichkeit ein Spaß, eine gesellschaftliche Freude, eine Lust an der Verantwortung und ein Bekenntnis zur Provinz, wo die wichtigen Dinge passieren.

Populismus

Um nicht die ganzen fetten Einnahmen aus den Veranstaltungen des Kulturtourismus und der Eventkultur allein den gewinnorientierten Agenturen zu überlassen, muss man sich ab und zu auch auf diese Schiene setzen. Achtsam geprüft werden muss, wo die moralischen Grenzen sind, und der Kommerz Dimensionen politischen Populismus‘ annimmt, Menschen manipuliert und für dumm verkauft. Den eigenen Abonnenten würde man so verprellen und langfristig kein neues Publikum gewinnen. Publikum, das uns in „schweren Zeiten“ beisteht, wenn wir auch wieder einmal einen Schönberg in nur halb verkauften Saal aufführen. Das notwendige

gelegentliche Mitmachen bei rein kommerziellen Projekten muss Ausnahme bleiben und darf nicht Teil des öffentlichen Auftrages werden. Es darf nie zu einem ANSTATT, sondern nur zu einem AB UND ZU AUCH kommen. Das Niveau hierbei muss die Würde des Menschen wahren. Denn Musiker sind auch Menschen.

Alle vier Jahre müssen wir in der Schweiz um die Finanzierung durch Kanton, Stadt und Gemeinden bangen.

Der Kulturgeld-Kuchen wird neu verteilt. Die Begehrlichkeiten der freien Künstler wie die der etablierten sind unermesslich. Ist es aber wirklich demokratisch, wenn man hundertjährige, wichtige und erfolgreiche Prozesse in so kurzen Intervallen so grundsätzlich immer wieder anzweifelt? Gehört z.B. das Berner Symphonieorchester nicht zur Stadt Bern wie der Gurten und die Aare? Wie Spitäler und Schulen und Fahrradwege und Autobahnen? Das alles macht unsere Zivilisation aus. Diese Errungenschaften regelmäßig zu bedrohen, ist nicht demokratisch, sondern unnütz und kräfteverschleissend. Oder?

Fazit

Selbstverständlich muss die Klassik noch viel weiter aus ihrem längst ramponierten Glashaus herauskommen, selbstverständlich müssen in den Schulen und Lehranstalten Kultur gelehrt werden, und selbstverständlich müssen sich die Orchester einer neuen Realität und dem Event-Denken stellen, doch das Preisgeben eigener Werte führt zum Verlust des gesamten Kanons. Gerade viele junge Dirigenten und Dirigentinnen, die fast alle wunderbar den Takt „schlagen“ können, wissen oft zu wenig. Weisheit kann man nicht erlernen, aber man kann sich ihr geduldig öffnen. Ich plädiere für Lebensweisheits- und -erfahrung. Dirigieren ist kein Sport. Auch wenn viele dabei schwitzen.